

Jihadisten im Visier

Ein Iraker war hier als V-Mann tätig und fühlt sich ausgenutzt

Terrorbekämpfung — 16

Kampf um Rehabilitation

Der in der Schweiz inhaftierte Ex-Polizeichef Guatemalas hofft

Erwin Sperisen — 21

«Die Klinik ist mein Zuhause, ich möchte gar nicht mehr heim»

E. Y. Meyer über seinen Überlebenskampf Der Schweizer Schriftsteller entkam mehrmals knapp dem Tod. Nun spricht er über das nahe Ende, Leonard Cohens «Hallelujah» und darüber, weshalb er sich in der Berner Klinik Beau-Site so wohlfühlt.

Rico Bandle (Text)
und Raphael Moser (Fotos)

Der Patient auf der Terrasse der Klinik trägt einen auffälligen schwarzen Hut, auf dem Tisch vor ihm liegen unzählige von Hand beschriebene und mit Leuchtstift markierte Zettel. Damit versuche er, seine Gedanken zu ordnen, sagt E. Y. Meyer, 76.

Seit zwölf Jahren ist der mehrfach preisgekrönte Schriftsteller quasi Stammgast in der Klinik Beau-Site – ein wunderbar gelegenes Spital mit Blick über die Berner Altstadt. Alle paar Monate ist er für längere oder kürzere Zeit hier, immer mit neuen Gebrechen, momentan wegen eines gebrochenen Zwerchfells. Zur Einstimmung auf das Gespräch spielt er auf seinem Smartphone Leonard Cohens berühmten Song «Hallelujah» ab.

Herr Meyer, das Lied passt perfekt zu Ihrer Lebenssituation.

Als man mich vergangene Woche letztmals in den Operationssaal runterschob, liess ich «Hallelujah» laut neben mir auf dem Smartphone laufen. Die Pflegerinnen und Chirurgen sind fast ausgeflippt in ihren blauen Kleidchen! Als sie mich auf das Operationsbett rübertrugen, wollten sie mir das Gerät wegnehmen. Ich sagte, sie sollen doch den Song laufen lassen, bis ich eingeschlafen bin – vielleicht ist dies dann das Letzte, was ich in meinem Leben gehört habe. Dieser Gedanke gefiel mir. Und er wurde respektiert.

«Der nahende Tod macht vor allem wehmütig.»

Sie wollten mit einem Hallelujah in den Himmel befördert werden, sollte die Operation schiefgehen?

Ja. Es war mein dritter Eingriff innert weniger Tage. Ich rechne eigentlich immer damit, dass es schiefgehen könnte – bis anhin ist es aber immer gut gegangen.

Trotz Ihrer langen Leidensgeschichte machen Sie einen zufriedenen Eindruck.

Sobald ich in diesem Spital bin und es auf die Operation zugeht, komme ich in einen merkwürdigen, angenehmen Zustand hinein, den ich sonst nicht kenne. Ich werde ruhig und – wie soll ich dem sagen...



Rehabilitation in der Klinik Siloah in Gümligen: E. Y. Meyer nach seinem Aufenthalt im Spital Beau-Site.

...gelassen?

Ich würde eher von einem Schwebzustand sprechen. Ich lasse dann einfach alles passieren. Man kann diesen Zustand nicht künstlich herbeiführen, er kommt einfach.

An Ihrem Körper wurde schon alles repariert, was man irgendwie reparieren kann.

Das kann man so sagen. Erstmals dem Tod nahe stand ich Ende der 1990er-Jahre, als ich zweimal hintereinander nach einem Bienenstich einen anaphylaktischen Schock erlitt. Beim zweiten Mal wäre ich erstickt, wenn ich nicht zufälligerweise in der Nähe eines Spitals gewesen wäre. Das rettete mich.

Die grossen Gebrechen kamen erst später.

Vor zwölf Jahren zogen meine Frau und ich in eine Wohnung gleich hier in der Nähe. Sie sehen sie sogar von hier aus. Seither bin ich jedes Jahr ein- oder zweimal für längere oder kürzere Zeit im Spital. Das ist natürlich Zufall. Trotzdem dachte ich schon beim ersten Mal: Das könnte der Beginn einer wunderbaren Freundschaft sein.

Ihnen hat es so gut gefallen?

Ja. Die Klinik ist klein, man hat eine schöne Aussicht über die Stadt, das Personal ist sehr freundlich.

Weshalb wurden Sie eingewiesen?

Es ging ums Herz. Man hat mir einen Stent eingesetzt. Nachher kam die Pankreatitis.

Die was?

Pankreatitis. Das ist eine akute Entzündung der Bauchspeicheldrüse. Ich hatte einen grossen Gallenstein, das war enorm schmerzhaft. Immerhin war es kein Krebs, aber man musste

Fortsetzung — 15

«In Trubschachen» machte ihn berühmt

E. Y. Meyer (76) lebt als Schriftsteller in Bern. 1973 gelang dem gelernten Primarlehrer mit dem Roman «In Trubschachen» (*Suhrkamp*) der Durchbruch. Peter Meyer, so sein bürgerlicher Name, verfasste zahlreiche Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Hörspiele und Gedichte. 2011 wurde er vom Deutschschweizer PEN-Zentrum offiziell für den Literaturnobelpreis vorgeschlagen. Zuletzt erschien von ihm «Die Erhebung der Romanfiguren» – eine Art Fortsetzung des «Trubschachen»-Romans. Zumeist arbeitet er an der Vollendung einer Gesamtausgabe seines Werks.

Fortsetzung

Interview mit E. Y. Meyer

zweimal operieren. Der Krebs kam etwas später dann doch noch, genauer: der Darmkrebs. Ich wurde umgehend operiert.

Ist der Krebs überwunden?

Bisher ist er nicht zurückgekommen. Ich musste aber sehr oft zur Kontrolle. Als das durch war, dachte ich: Lass uns doch etwas Neues anfangen! Tatsächlich war ich wenig später bereits wieder hier und musste die Aorta operieren. Das ging zum Glück ohne Komplikationen vor sich. Kurz darauf kam völlig unvorhergesehen das nächste Problem: ein Darmverschluss. Man hat mich sofort notoperiert.

Und weshalb sind Sie jetzt hier?

Das nennt sich «Upside-down-Stomach»: Der Magen rutscht durch das gebrochene Zwerchfell nach oben in den Brustraum. Es gibt verschiedene Stadien, bei mir war er zuletzt ganz oben. Gleichzeitig hatte ich noch einen Bauchwandbruch. Mit einer einzigen Operation holten sie den Magen runter, machten das Zwerchfell wieder dicht und schlossen die Bauchwand mit einem Netz.

Das klappte alles?

Danach sah es aus. Doch 44 Stunden nach dem Aufwachen passierte ein spektakuläres Unglück. Plötzlich machte es «peng». Die Spannung am Bauch war auf einen Schlag weg, deshalb machte ich mir auch keine Sorgen. Doch dann schaute ich runter und sah, dass die ganze Naht aufgeplatzt war. Die Gedärme schauten raus.

Und dann?

Ich drückte auf die Klingel. Es brauchte eine Notoperation, um das wieder zu schliessen. Ein Vakuumverband hielt nachher alles zusammen. Ich musste einige Tage auf der Intensivstation bleiben, erst vor einer Woche konnte ich wieder in die normale Station. Jetzt geht es wieder einigermassen, aber ich bin noch sehr schwach. Morgen allerdings wollen sie mich hier rauschmeissen. Das ist schlimm. Ich kann nicht heim.

Die meisten Leute sind froh, wenn sie aus dem Spital rauskönnen.

Die Klinik ist mein Zuhause, ich möchte gar nicht mehr heim. Zudem habe ich noch einige Dinge zu erledigen, es geht um mein Gesamtwerk, das ich vervollständigen möchte. Mir wurde zwar ein Aufenthalt in einer Rehabilitationsklinik verschrieben, aber sie sagen, sie fänden keinen Platz. Nun habe ich keine Ahnung, wo ich morgen hin soll. Es ist kritisch, ich muss kämpfen. Denn nach Hause kann ich definitiv nicht.

Nachtrag I: Wenige Tage dem Gespräch erreichte mich ein E-Mail von E. Y. Meyer. «Dear Rico. Seit Freitag, dem 26. Mai (einem doppelten Freitag der Dreizehnte), verweile ich jetzt an einem Ort, der den Namen eines berühmten Teichs in der Bibel trägt, dessen Wasser schon zu Jesu Zeiten als heilkräftig galt: Siloah. Es handelt sich um eine schön gelegene Klinik im ländlichen Berner Vorort Gümli, wo man sich nun mindestens zwei Wochen lang darum kümmern wird, dass der Wundheilprozess gute Fortschritte macht und mit einem Rehabilitationsprogramm die Atmung normalisiert und Körper wieder gestärkt wird, damit ich fähig bleibe, mein Gesamtwerk, so wie ich das möchte, abzurunden und abzuschliessen.»

Sie fühlen Sie sich tatsächlich wohler im Spital als zu Hause?
Auf jeden Fall. Hier wird für mich gesorgt, ich sitze immer hier auf der Terrasse, das ist mein Büro.



«Die letzten Jahre waren ein einziges Nahtoderlebnis»: Schriftsteller E. Y. Meyer.

Mir gefällt diese Spitalwelt. Es ist erstaunlich, was man alles erlebt, ich treffe da lauter wunderbare Menschen. Neuerdings habe ich zum Beispiel eine russische Massseurin als Pflegerin. Sie ist erstaunt, wie viele russische Fluchwörter ich kenne. Mein deutscher Onkel war im Zweiten Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft und lief dann zu Fuss zurück von Sibirien bis Königsberg (heute Kaliningrad), also mehrere Tausend Kilometer. Als ich ein Bub war, erzählte er mir immer mal wieder davon und brachte mir diese Wörter bei – alles Vulgärsprache. Mehr hatte er wohl in Russland nicht gelernt.

Blieben wir doch im Spitalkosmos.

Es kommen ja ständig neue Pflegerinnen. Und natürlich auch Pfleger. Aus allen möglichen Ländern. Es ist hoch spannend. Wir kommen häufig ins Gespräch. So bleibe ich mit der Welt in Kontakt. Dass ich mich hier so wohlfühle, liegt auch daran, dass man mich hier mittlerweile kennt. Die wissen alle, wo mein Büro ist – hier auf der Terrasse –, alle kennen meine Geschichte.

Im Spital ist der Tod allgegenwärtig – wohl auch der eigene.

Als ich jung war, habe ich mich intensiver und angstvoller mit dem Tod befasst als heute. Meine erste Freundin machte Selbstmord, allerdings erst nach unserer Trennung, als sie schon mit einem anderen Mann zusammen war. Ich kam lange nicht darüber hinweg. Jetzt allerdings macht mir der Tod keine Angst mehr. Ich fände es einfach schade, wenn schon bald alles zu Ende wäre. Denn der Kopf läuft ja gut. Und eben: Ich habe noch einiges fertig zu machen.

Was kommt nach dem Tod?

Nichts. Bei meinem anaphylaktischen Schock habe ich erlebt, dass plötzlich einfach alles schwarz ist, eine komplette Leere. Hätte ich beim Sturz den Kopf blöd angeschlagen, wäre bereits damals Schluss gewesen. Einfach so.

Sie hatten kein Nahtoderlebnis mit Tunnel oder dem Leben, das nochmals vorbeirauscht?

«Ich bin sehr neugierig, wie es mit der Welt weitergeht – auch deshalb möchte ich noch nicht sterben.»

Eben nicht. Viel eher erlebe ich die letzten Jahre als ein einziges Nahtoderlebnis, allerdings ein lang gestrecktes. Es kommen so viele Erinnerungen hoch, man zieht Bilanz, denkt viel nach – aber alles in Zeitlupe. Mir geht es jetzt darum, noch das Bestehende fertig zu machen, bevor ich sterbe, Neues packe ich nicht mehr an.

Wie ist das mit den Schmerzmitteln?

Werden Sie hier regelmässig in ein Delirium versetzt?

Nein. Bisher hat man mir keine dieser starken Schmerzmittel verabreicht. Wobei ich gar nicht weiss, was die mir vor und nach den Operationen für Infusionen geben – aber ich hatte nie das Gefühl, dass ich unter Drogen stand. In Amerika ist die Opioid-Sucht ein grosses Thema – es hätte mich schon interessiert, wie sich ein solcher Rausch anfühlt. Vielleicht kann ich nächstes Mal mehr darüber erzählen...

Hatten Sie wenigstens nach der Narkose so etwas wie Halluzinationen?

Nicht einmal damit kann ich dienen. Ich wache einfach auf. Früher war das anders, die Welt wirkte wie ein Standbild im Fernsehen, bei dem die Bewegung nur ganz langsam zurückkehrt. (Plötzlich verstummte E. Y. Meyer und beginnt auffällig laut ein- und auszuatmen.)

Ist alles in Ordnung?

(nach einer kurzen Pause) Das lehren Sie einen hier. Richtig zu atmen. Durch die Nase rein, mit Lippendruck langsam durch den Mund raus. Das tut gut. Fragen Sie einfach weiter.

Sie reden sehr oft vom Lebenswerk, das Sie vollenden wollen. Weshalb ist das so wichtig für Sie?

Ich könnte auch sagen, es ist mir alles egal. Aber was soll ich sonst tun? Einfach den Tod abwarten? Drüben im Kursaal Gin Tonic trinken?

Sie haben keine Nachkommen. Soll etwas zurückbleiben, das die Erinnerung an Sie wachhält?

Darum geht es nicht. Ich habe schon genug Mühe, mit der aktuellen Weltlage zurechtzukom-

men, wie soll ich mich da noch um die Zukunft kümmern? In «Hallelujah» heisst es: «There was a time you let me know, What's really going on below» (Früher hast du mir gezeigt, was unter der Oberfläche wirklich los ist). Ich habe von meinem Spitalzimmer die Bundeshauskuppel immer im Blickfeld. Es ist aber nicht so einfach, zu ergründen, was unter der goldenen Oberfläche wirklich los ist.

(Eine Mitarbeiterin des Spitals unterbricht das Gespräch. «Ich würde gerne mit Ihnen das Mittagessen von morgen besprechen», sagt sie zu E. Y. Meyer. «Es gibt entweder ein Kalbsgeschnetzeltes nach Zürcher Art mit zweifarbigen Karotten oder ein gedämpftes Salmsteak mit Zitronengrassauce, Jasminreis und Stangensellerie.» – «Ich nehme das Züri-Gschnätzelte.» – «Essen Sie dazu gerne einen Eisbergsalat oder eine Zuppa millefanti?» – «Eine was?» – «So eine Bouillon mit Eierfäden drin.» – «Das nehme ich. Schon nur wegen des Namens.» – «Als Desert hätten wir frische Erdbeeren oder ein Stück Mokka-Roulade.» – «Die Erdbeeren, bitte.»)

Früher haben Sie sich in politischen Essays oft kritisch zu Globalisierung und Fortschritt geäussert. Nun hält Sie der medizinische Fortschritt seit zwölf Jahren am Leben und Menschen aus aller Welt sorgen dafür, dass es Ihnen gut geht.

Mit diesem Widerspruch muss ich leben. Was die Medizin heute alles leistet, ist phänomenal. Die kommen zum Beispiel mit einem mobilen Röntgengerät ans Bett, ich muss dafür nicht einmal mehr aufstehen. Das Ding heisst «Giraffe» und ist auch giraffenmässig angemalt. Der technische Fortschritt fasziniert mich. Auch das Smartphone, mit dem ich den Kontakt zur Aussenwelt halte, ist ein Wunder – schon fast eine Art Zauberei. Am Anfang war ich skeptisch, habe mich lange dagegen gewehrt, selber ein solches Gerät anzuschaffen – heute finde ich es fantastisch.

Das hat Ihre Lebenseinstellung verändert?

Das würde ich nicht sagen. Eben lese ich auf meinem Smartphone: «China will sich Zugriffe auf Rohstoffe im Kongo sichern.» Die Probleme bleiben stets dieselben – in der Menschheitsgeschichte stand immer der Kampf um Boden im Zentrum. Jetzt wird der Boden zunehmend rar. Schon Mark Twain sagte: «Kauft Land, sie machen keines mehr.» Ich bin sehr neugierig, wie es mit der Welt weitergeht – auch deshalb möchte ich noch nicht sterben.

Wie bleibt man trotz aller Gebrechen und dem nahenden Tod so neugierig und wach?

Ich habe mir einiges an Galgenhumor zugelegt. Bevor ich ins Spital kam, habe ich bewusst noch eine Henkersmahlzeit eingenommen und das auch zelebriert. Aber mir geht es nicht immer so gut wie gerade jetzt. Der nahende Tod macht vor allem wehmütig.

Wann ist der Zeitpunkt da, an dem Sie sagen würden: «Jetzt reicht's, lasst mich einfach sterben?»

Wenn ich zu nichts mehr fähig bin, das habe ich in einer Patientenverfügung auch so festgehalten. Ich habe schon viele Leute sterben sehen, ihren letzten Atemzug miterlebt. Das ist schwer auszuhalten. Selbst bei Tieren. Meine Lieblingskatze musste ich kürzlich einschläfern lassen. Ihr Blick, wie sie mich bis in ihren Tod angeschaut hat – das kann ich gar nicht in Worte fassen. Das Leben ist schon etwas sehr Merkwürdiges.

Nachtrag II: Am 6. Juni erreichte mich folgende Nachricht: «Dear Rico. Meine Krankenhausreise ist um eine weitere Episode angereichert worden. Seit Pfingsten ist in der Klinik Siloah das Computersystem ausgefallen. Ein Hackerangriff, wie ich gleich vermutete. Die Kontinuität der Dienstpläne ist unterbrochen, die Patienten müssen ihre Krankengeschichte stets neu erzählen. Radikal vereinfacht wurde die Essensausgabe: Einheitsmahlzeiten und stets ganze Portionen für alle.»